

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

ich kann den Brief nicht unterschreiben, weil ich *befürchte*, dass, so wie der Brief formuliert ist, die Krise, vor der wir gegenwärtig stehen, noch gar nicht wirklich erfasst ist und weil ich *hoffe*, dass Missbrauch nichts, aber auch gar nichts mit den Fragen von Geschiedenen und Wiederverheirateten zu tun hat, wie diverse Ergänzungen suggerieren. Die Krise liegt tiefer und so etwas überstehen nur die Vergesslichen. Oder die, die schon erfolgreich vergessen haben, dass sie etwas vergessen haben. (Metz) Aber auch sie bleiben nicht ungeschoren. Man kann auf den Namen Christi nicht beliebig sündigen. Nicht nur der einzelne Christ, auch die Idee des Christentums ist zutiefst verletzbar.

Ich sage dies so emphatisch, weil ich glaube, wir alle haben ein Wissen davon, dass Menschen nicht von Argumenten leben. Sie mögen von Argumenten beeinflusst sein, aber sie leben nicht von ihnen. Sie leben von Liebe, Fürsorge, Anerkennung, Berührung und so weiter. Und die biblischen Traditionen erinnern dieses Wissen, dass es ohne Nähe keine Erfahrung und keine Solidarität geben kann. Ich glaube in der Tat, dass es die Bedingung der Wahrheit ist, den Leidenden zu gestatten, sprechen zu dürfen. Das heißt nicht, dass diejenigen, die leiden, ein Monopol auf Wahrheit hätten, aber es bedeutet, dass die Bedingung dafür, dass Wahrheit sich einstellen kann, im Einklang stehen muss mit denjenigen, die soziales Elend durchhalten.

Auf dem ÖKT in München warnte Pater Klaus Mertes, der als Rektor des Berliner Canisius-Kollegs die Aufklärung über Missbrauch in der katholischen Kirche angestoßen hat, eindringlich vor einer Opfer-Idealisierung. Was die "Institution Kirche" den Opfern schulde, seien Ansprechpersonen, die zu ihrer Verantwortung als Vertreter dieser Institution stehen. Sie schulde ihnen natürlich auch eine selbstkritische Reflexion über den "strukturellen Machtmissbrauch" in der Kirche und die notwendigen kirchenpolitischen Konsequenzen. Denn dadurch werde der Perspektive der Opfer Vorrang gegeben vor den Image-Interessen der Institution, nicht durch falsche Solidarisierung zum Zwecke der Selbstverteidigung, wie es der Missbrauchsbeauftragte Bischof Ackermann mit seiner Kritik und seinem Verweis auf die Unterbrechung der Veranstaltung durch das Missbrauchsoffer Norbert Deneff getan hat.

Wichtiger noch scheint mir aber das zu sein, was Mertes schon früher dazu gesagt hatte: Wir müssen das Verhältnis von Leidsensibilität und Sündensensibilität neu austarieren. Mitleid mit dem Kranken ist etwas anderes als Mitleid mit dem Sünder. Da hat eine Verwechslung stattgefunden. Das Mitleid mit dem Kranken führt zu dem Impuls zu helfen. Die richtige Reaktion auf den Sünder hingegen ist erst einmal Zorn. Und Missbrauch ist eben keine Krankheit, sondern ein Verbrechen. Das darf aber nicht dazu führen, dass wir das Verbrechen derart diabolisieren und uns damit in einer Weise davon distanzieren, dass wir am Ende selbst damit gar nichts mehr zu tun haben. Nur die Auseinandersetzung mit dem Täter als dem bösen Unbekannten reicht mir nicht. Wir müssen auch danach fragen, wo wir selbst Täterpotentiale haben. In dieser Situation aber andererseits den sexuellen Missbrauch zu nutzen, um seine eigenen Themen zu transportieren, sei widerlich und missbrauche die Opfer noch ein zweites Mal, hat der ehemalige Regensburger Domspatz Franz Wittenbrink im März bei Maischberger gesagt und damit im Blick auf den Salzburger Weihbischof die Frage provoziert: Warum tut sich unsere Kirche mit unschuldigen Opfern eigentlich immer schwerer, als mit schuldigen Tätern? Von Anfang an zeigt sich in unserer Kirche eine Tendenz, die zutiefst beunruhigende Frage der Bibel nach der Gerechtigkeit für die unschuldig Leidenden umzulenken in die Frage nach der Erlösung der Schuldigen, also in eine Frage, für die wir Christen in der Erlösungstat Jesu Christi die Antwort gefunden haben.

Die Krise besteht nicht so sehr darin, dass wir unwahrhaftig sprechen, dass wir Lügen auf-tischen, sondern darin, dass wir mit Leichtigkeit Wörter aussprechen, die leer geworden sind. Es ist möglich, dass die Kirche die reine Lehre predigt und dass sie dennoch unwahr ist. Der Wahrheitscharakter hängt von der Existenzform dieser Kirche ab. Ihre Existenzform aber heißt Nachfolge. Und Nachfolge ist kein religiöses Gefühl oder eine aufs Jenseits gerichtete Frömmigkeit, sondern Dasein für Andere. Kirche ist nur Kirche, wenn sie für Andere da ist. Deswegen hat unser Bischof Recht, wenn er als Konsequenz aus dieser Krise sagt: Autorität und Macht muss künftig eine radikal dienende Funktion haben, damit Kirche nicht zu einem geschlossenen System wird, das sich nur noch um sich selbst dreht. Zu lange schon hat sie sich Bewältigungsstrategien ausgedacht, anstatt auf die Opfer zu hören. Zu lange schon war sie dabei nur auf ihre eigene Sicherheit bedacht, anstatt Sicherheit für die Opfer herzustellen. Zu lange schon war sie zu sehr auf die Täter und das Ansehen der Kirche fixiert und hat deshalb das Leiden der Opfer gar nicht erst wahrgenommen. Eine Kirche, die in diesen Tagen nur um ihre Selbsterhaltung kämpft, als wäre sie ein Selbstzweck, ist unfähig, Träger des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und für die Welt zu sein. Was wir brauchen, ist eine Kirche des Wagnisses, nicht der ideologischen Abgrenzung. Wir brauchen eine Kirche, die nicht vorrangig in Kategorien der Lehre denkt, sondern des Lebens, des Engagements, der solidarischen Praxis: eine Kirche als Wagnis für Andere. (Peters)

"Es bleibt ein Erlebnis von unvergleichlichem Wert," schrieb Dietrich Bonhoeffer für Leute im Widerstand, "dass wir die großen Ereignisse der Weltgeschichte einmal von unten, aus der Perspektive der Ausgeschalteten, Beargwöhnten, Schlechtbehandelten, Machtlosen, Unterdrückten und Verhöhn-ten, kurz der Leidenden sehen gelernt haben." Wer aber das Leid der Opfer wahrnimmt, denkt sich nicht sofort neue Handlungsstrategien aus. Wer das Leid anderer wahrnimmt, nimmt die Verletzung eigener Gewissheiten in Kauf. Wer das Leid anderer wahrnimmt, kann sich nicht hinter seiner Profession verstecken oder Emotionen raus nehmen. Emotionen sind Signale dafür, dass etwas nicht stimmt mit unserem Denken, dass etwas nicht stimmt mit unserem System. Wenn wir aber das System öffnen und auf die Ausgeschlossenen, auf die Opfer, auf die Leidenden hören, kommen sensiblen Menschen die Tränen. Ich glaube, solche Tränen heute zu vergießen könnte die Welt von morgen besser machen.

Ich vermute allerdings, dass solche fundamentalen Anfragen an Eure Initiative in der Berufsgruppe nicht so gerne gesehen sind. Und das hat nach meinem Verständnis damit zu tun, dass ich unsere Aufgabe, die Aufgabe der Berufsgruppe und die Aufgabe der Theologie nicht primär in der Problemlösung, sondern in der *Problemverschärfung* sehe. (Manemann) Wir alle sind gegenwärtig aber auf der Suche nach Orientierung. Und wenn man in dieser allgemeinen Verunsicherung zu schnell Gewissheit haben will, kann man so etwas auch als störend empfinden. Auch die Verantwortlichen in der Kirche weichen solchen Fragen in der Regel aus, weil sie auf diese Fragen keine Antworten haben. Sie wünschen sich Antworten, damit sie das Problem lösen können und es gehört schon viel Mut dazu, Fragen in der Öffentlichkeit zu diskutieren, auf die man keine Antworten hat.

Ich sehe gegenwärtig drei Formen, wie mit diesem Problem umgegangen bzw. wie es verdrängt wird: Die Erste stellt den Verantwortlichen, die Kirchenleitung, den Bischof als den *Souverän* dar, der sagt: Ich muss in der Öffentlichkeit erscheinen als einer, der jederzeit in der Lage ist, Entscheidungen zu treffen. Solange die Gläubigen wissen, da oben ist einer, der jederzeit entscheiden kann, hält dies symbolisch die Kirche zusammen. Die Zweite verhält sich *paternalistisch* und geht davon aus, dass die Menschen eigentlich unfähig seien, ein

Leben in Solidarität zu führen. Fragen nach dem Reich Gottes überfordern die Menschen mit dem, was sie von ihnen fordern. Die Dritte vertritt eine *technokratische* Haltung und geht davon aus, dass wir die Probleme lösen könnten, wenn wir uns nur mit den pastoralen Fragen beschäftigen würden. Und damit unsere Pastoral angekurbelt wird, predigen sie Optimismus. Optimismus aber ist Mangel an Information. Wer Optimist ist muss vieles was im Leben passiert verdrängen. Positiv Denken ist ein anderes Stichwort von Optimisten. Wer das zu seiner Lebensaufgabe macht, muss alles was da nicht hinein passt verdrängen, die Wirklichkeit nach dem wie er sie haben will zurechtschneiden und das Meiste was um einen herum passiert nicht wahrnehmen.

Was wir daher für die Zukunft unserer Kirche brauchen ist nicht Optimismus, sondern Hoffnung. Hoffnung ist etwas ganz anderes als Optimismus, weil Hoffnung mit Angst zu tun hat und ohne Angst gar nicht denkbar ist. Wie soll man für einen anderen Menschen Hoffnung haben, wenn man sich nicht gleichzeitig Sorgen macht, wenn man nicht Angst hat um den anderen Menschen? Hoffnung verdrängt Angst nicht, sondern lässt Angst zu und bleibt damit sensibel für Gefahren. Deswegen verdrängt Hoffnung auch solche negativen Erfahrungen nicht, sondern bietet Widerstandspotential gegen das Negative. Solche Hoffnungen lassen sich nicht klein reden, wie der Optimismus, der sich nur um sich selbst kümmern muss. Wer hofft hat immer die großen Fragen der Menschheit nach Gerechtigkeit, Wahrheit, Glück im Blick.

Die Gestalt der Kirche wird sich sehr verändern, schrieb Dietrich Bonhoeffer seinem Patenkind 1944 aus dem Tegeler Gefängnis. „Die Umschmelzung ist noch nicht zu Ende, und jeder Versuch, ihr vorzeitig zu neuer organisatorischer Machtentfaltung zu verhelfen, wird nur eine Verzögerung ihrer Umkehr und Läuterung sein. Es ist nicht unsere Sache, den Tag vorauszusagen - aber der Tag wird kommen -, an dem wieder Menschen berufen werden, das Wort Gottes so auszusprechen, dass sich die Welt darunter verändert und erneuert. Es wird eine neue Sprache sein, vielleicht ganz unreligiös, aber befreiend und erlösend, wie die Sprache Jesu, dass sich die Menschen über sie entsetzen und doch von ihrer Gewalt überwunden werden, die Sprache einer neuen Gerechtigkeit und Wahrheit, die Sprache, die den Frieden Gottes mit den Menschen und das Nahen seines Reiches verkündigt.“

In diesem Sinne wünsche ich allen einen schönen Sommer und allen Freizeiten gute Erfahrungen.

Sögel, den 02.07.2010

Michael Strodt